

Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 5 (1925-1926)
Heft: 8

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Dabei entwickeln sich auch die inneren Verhältnisse nicht günstig. Selbstverständlich bringt der Kursrückgang alle möglichen wirtschaftlichen Schwierigkeiten mit sich. Das verschlechtert die Stimmung in den Massen. Gleichzeitig aber hat sich in Elsaß-Lothringen die Unzufriedenheit über die ganze dortige Politik Frankreichs mit elementarer Wucht Bahn gebrochen. Darüber wird nächstens einmal eingehender zu sprechen sein, da dieses Nachbargebiet natürlich uns Schweizer ganz besonders interessieren muß.

So sehen wir auf allen Seiten Schwierigkeiten, in den Kolonien, im Staatshaushalt, in der inneren Politik. Durch all das ist die Aktionsfähigkeit Frankreichs nach außen zwar beileibe nicht aufgehoben, aber doch etwas beeinträchtigt worden. Und da sich für alle diese Schwierigkeiten noch kein Ende absehen lässt, so ist hier auch keine Besserung, sondern fast sicher noch eine ansehnliche Verschlechterung zu erwarten. Das macht es nun sehr begreiflich, daß Frankreich wenigstens Deutschland gegenüber eine andere Politik einschlagen muß. Der Zwang der Verhältnisse wird es jedenfalls noch für längere Zeit in dieser neu eingeschlagenen Richtung festhalten.

In einer ähnlichen Zwangslage befindet sich England. Die Schwierigkeiten in den verschiedensten Kolonien sind ja bekannt und hier schon öfters erwähnt worden. Die wirtschaftlichen Schwierigkeiten und damit im Zusammenhang die innerpolitischen haben in den letzten Monaten ebenfalls eher zu als abgenommen. Aus diesen Verhältnissen heraus begreift man es sehr wohl, daß England auf eine vorläufige Beruhigung in Europa mit aller Macht hindrängte und daß Frankreich diesem Drängen keinen starken Widerstand mehr leisten konnte und wollte.

Wie stellt sich demgegenüber die Lage Deutschlands? Innerpolitisch hat die Beruhigung im letzten Halbjahr angedauert. Wirtschaftlich haben sich allerdings erhebliche Schwierigkeiten eingestellt. Außenpolitisch ist durch die steigende anderweitige Beanspruchung Englands und Frankreichs einerseits, durch die wachsende innere Zersetzung in Polen andererseits eine seit Jahren nicht mehr erlebte Handlungsfreiheit gewonnen worden. Es besteht heute alle Aussicht, daß sich diese äußeren politische Bewegungsfreiheit in der nächsten Zukunft eher noch verbessern wird. Unter diesen Umständen wird man sich doch fragen müssen, ob der Zeitpunkt zum Abschluß einer vorläufigen Einigung mit England und Frankreich richtig gewählt war. Hätte man nicht vielleicht schon in kurzer Zeit auf der Gegenseite erheblich bessere Bedingungen erhalten können? Ich bin geneigt, diese Fragen zu bejahen.

Aus diesen Überlegungen heraus ist auch der Widerstand in Deutschland gegen den Abschluß der Verträge von Locarno zu verstehen. Ob allerdings heute noch ein Zurückweichen möglich ist, ist eine andere Frage.

Arara, den 27. Oktober 1925.

Hector Ammann.

Bücher-Rundschau

Iswolski im Weltkriege.

Dr. Friedrich Stieve, der im Herbst 1924 den Schriftwechsel Iswolskis von 1911—1914 herausgebracht hat,¹⁾ hat vor kurzem die Literatur

¹⁾ Der diplomatische Schriftwechsel Iswolskis 1911—1914. Aus den Geheimakten der russischen Staatsarchive. 4 Bände. Mit einem Ergänzungsband: „Iswolski und der Weltkrieg“. Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte, Berlin. — Siehe den Aufsatz „Iswolskis Spiel in Paris 1911—1914“ im Dezemberheft 1924 dieser Zeitschrift.

über den Krieg mit einem neuen wertvollen Bande bereichert, der mehr als 300, bisher zum größten Teil noch unbekannte Dokumente enthält und uns einen aufschlußreichen Einblick in die Diplomatie der Ententemächte während des Krieges verschafft.²⁾ Ja, auch über den Ausbruch des Krieges finden wir in dem Buche beachtenswertes Material. Sasonow, der russische Außenminister, spricht da zwar noch am 31. Juli 1914, am Tage nach Erlass der russischen allgemeinen Mobilmachung, die den Krieg bedeutete, nur vom „drohenden Krieg“ (Dok. 1); aber gleich die weiteren Dokumente vom selben und nächsten Tag zeigen, daß man in Petersburg und Paris am 31. Juli den Krieg für unvermeidlich hielt — einen vollen Tag, ehe Deutschland selbst mobil machte.

Sehr interessant ist sodann das neue Material über die Werbung von Bundesgenossen durch die Entente. Italien stand hierbei im Vordergrunde. Wir lesen da, daß Tittoni als italienischer Außenminister schon 1909 in Racconigi zu Tsvolski auf dessen Frage, warum Italien nicht aus dem Dreibund ausscheide, antwortete: „Nous en sortirons un jour, mais cela sera pour faire la guerre“ (Dok. 68). Auf wessen Seite Italien Krieg zu führen gedachte, war den Russen klar. Sasonow verzeichnete denn auch bereits am 3. August 1914: „Der italienische Botschafter nahm das Gespräch mit mir über die Bedingungen wieder auf, unter denen Italien sich entschließen würde, sich uns und Frankreich im Kampfe gegen Österreich anzuschließen“ (Dok. 18). Leider erfahren wir nicht, an welchem Tag der italienische Botschafter dies Gespräch eingeleitet hat, da er es am 3. August „wieder aufnahm“. Aber am 6. August meldete Tsvolski aus Paris die Nachricht, daß Italien bereits militärische Vorbereitungen in Richtung auf das Trentino treffe und dorthin Truppen von der französischen Grenze schaffe (Dok. 39). Die ersten deutschen Siege und die Erkenntnis mangelnder Kriegsvorbereitung veranlaßten dann Italien, den Lauf der Dinge etwas abzuwarten und einen Schachertadel zu treiben, zu dessen voller Würdigung man das Italienische Grünbuch des Jahres 1915 heranziehen muß (siehe ferner die Dok. 44, 50, 115, 140, 143, 162, 178, 207, 287, 291, 292 des neuen Tsvolski-Buches).

Rumänien richtete sich stark nach Italien; und schon am 1. Oktober 1914 verschrieb es sich auf Kosten Österreich-Ungarns praktisch an Russland (Dok. 220; ferner 49 und 301). Neu ist sodann, daß nach Venizelos die griechische Regierung bereits am 18. August 1914 „in vollem Einverständnis mit dem König“ beschloß, „bei der ersten Aufforderung von unserer (russischer) Seite, mit allen Kräften zu Wasser und zu Lande, offen auf die Seite der Triple-Entente überzutreten“ (Dok. 121). Als Griechenland später aber doch nicht wollte, drahtete der russische Gesandte am 6. April 1915 aus Athen: „Es entspräche unserem Interesse, es auszuhungern“ (Dok. 285).

Die Bemühungen der Entente, den Balkanblock von 1912 wieder aufzurichten, schlugen fehl, namentlich weil Serbien und Griechenland sich nicht zu den nötigen Konzessionen an das 1913 vergewaltigte Bulgarien verstehen wollten; außerdem brachten die Forderungen Italiens, die sich mit den nationalen Ansprüchen Serbiens an der Adria freuzten, Paschitsch und Sasonow in Konflikt (Dok. 108, 143, 191). Und besonders erbaulich ist, wie man mit der Türkei umzugehen gedachte. Im Hinblick auf das Jahrhunderte alte Streben Russlands nach den Meerengen hielt man es in Paris für „sehr wünschenswert“, die Türkei darüber zu beruhigen und ihr die Integrität ihrer Gebiete anzubieten. Das würde jedoch, wie Tsvolski am 11. August berichtete, nach Doumergues Meinung die Russen nicht hindern, „die Frage der Meerengen bei Beendigung des Krieges in unserem (russischen) Sinne zu entscheiden“ (Dok. 82; siehe auch 69). Übrigens war man in Paris anfangs August 1914 vom Siege der Entente vollkommen überzeugt (Dok. 69).

²⁾ Tsvolski im Weltkriege. Der diplomatische Schriftwechsel Tsvolskis aus den Jahren 1914—1917. Neue Dokumente aus den Geheimakten der russischen Staatsarchive. Im Auftrage des Deutschen Auswärtigen Amtes, nebst einem Kommentar von Friedrich Stieve. 265 S. und 6 Anlagen. Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte, Berlin 1925.

Die Frage nach den Ursachen eines Krieges findet zum großen Teile eine Lösung in der Frage nach den Zielen, die von den Kriegsführenden verfolgt wurden. Darüber bringt das neue Buch von Dr. Stieve besonders wertvolles Material. Schon aus anderen Veröffentlichungen waren die drei Telegramme Tswolskis vom 13. Oktober 1914 aus Bordeaux bekannt, in denen Delcassé daran erinnerte, daß er als französischer Botschafter in Petersburg 1913 „sehr oft und ganz offen“ mit Sazonow über die Ziele Russlands und Frankreichs gesprochen habe. Damals verlangte er für Frankreich „selbstverständlich“ die Rückgabe von Elsaß-Lothringen. Und indem sich Delcassé nun auf „die Verhandlungen“ von 1913 berief, machte er jetzt, im Oktober 1914, auch schon den „unumgänglichen“ Wunsch geltend, „die politische und wirtschaftliche Macht Deutschlands zu vernichten“ (Dok. 224—26). Im März 1916 überließ es Russland dann ganz dem Ermessen Frankreichs und Englands, die Westgrenzen Deutschlands zu bestimmen, und im Februar 1917 folgte schließlich der durch die Sovietregierung enthüllte Geheimvertrag zwischen Russland und Frankreich, der Frankreich u. a. auch das Saarbecken zusicherte und die Osttrennung der übrigen linksrheinischen Gebiete von Deutschland bestimmte (Dok. 303—5). Dafür durfte Russland nach Belieben seine Westgrenze vorschieben (Dok. 306, 308).

In Paris meldete man schon am 5. August Frankreichs „nationale“ Forderungen auf Elsaß-Lothringen an (Dok. 33). Und Doumergue schlug bereits am 7. August 1914 vor, „die Klausel von den „nationalen Wünschen“ Frankreichs auf die gleichen Wünsche Russlands und Englands auszudehnen“ (Dok. 45). Russland verlangte vor allem die Meerengen für sich und die Zertrümmerung Österreich-Ungarns (Dok. 236, 266), während die nationalen Wünsche Englands: die Vernichtung der deutschen Flotte, die Wegnahme der deutschen Kolonien und die Lähmung des deutschen Handels, in den Akten nicht zum Ausdruck kommen.

Das Buch ist ein Hohn auf die angeblichen idealen Beweggründe, die die Entente zum Eintritt in den Krieg veranlaßten, und ein Hohn auf die These von der „Heiligkeit der Verträge“. Namentlich fordern aber die Kriegsziele der Entente — bekanntlich hat die russische Regierung schon im Februar 1914 die Eroberung der Meerengen beschlossen — zu weitgehenden Rückschlüssen heraus. Dr. Stieve bemerkt mit Recht dazu (S. 258): „Wer von Anfang an bestimmte und ... geradezu umwälzende Pläne verfolgte, der mußte den Entschluß, das Schwert zu ziehen, bei weitem leichter fassen als jener andere, dessen Hauptaugenmerk auf die Erhaltung seiner Macht gerichtet war.“

Hermann Lutz.

Wahrheit reden . . .

Sogar der Gumpf blitzt in faszinierender Schönheit auf, wenn ein scharfer Lichtstrahl seine Gipflägen trifft. Den Beweis dafür liefert eine Schrift, deren deutsche Übersetzung der Verlag Deutsche Rundschau, G. m. b. H., Berlin, kürzlich herausgab. Ihre Aufschrift „Hinter den Kulissen des französischen Journalismus“ und der Autorenvermerk „von einem Pariser Chefredakteur“ mögen ihrer Beachtung im ernsten Leserkreis vielleicht schaden, weil sie nach Sensationshascherei riechen. Eine solche Wirkung des Titelblattes wäre um der folgenden 272 Seiten willen aufrichtig zu beklagen.

Das Buch ist nämlich die Gewissensbefreiung eines Franzosen, der sich im Journalismus seines Landes ungewöhnlich gut auskennt. Er rückt Gründung, Technik und Taktik des französischen Zeitungswesen im allgemeinen in den brillierenden Glanz seiner Argumentationen. Acht der bedeutendsten Pariser Tagesblätter (*Matin*, *Figaro*, *Temps*, *Petit Journal*, *Gil Blas*, *Journal*, *Echo de Paris*, *Journal des Débats*) und neun bekannte französische Journalisten (Clémenceau, Bunau-Barilla, Hervé, Beranger, Arthur Meyer, Téri, Leon Daudet, Tardieu, Germain) läßt er im Blitzlicht seines *Zornes* defilieren.

Die Bindungen zwischen der Pariser Presse und der französischen Regierung, ihre einstige Verkettung an die Zarenregierung und ihre Liebesdienste für die Kriegspropaganda werden entwoben.

Eine geistreiche Sprache, deren Schmelz durch die Übersetzung nicht zertrügt wurde, schlägt Funken aus den harten Tatsachen und wir folgen ihrer Lichtbahn freudig angeregt.

Ich kann mich nur an eine einzige Offenbarung über die französische Zeitungspolitik erinnern, die mich mit dieser Kraft gefaßt hat: als ich vor reichlich zwanzig Jahren Maupassants „Bel ami“ in den Zirkel der französischen Presseleute folgte. Jenes Erlebnis hat mir die nötige Objektivität nicht nur der französischen Zeitung, sondern dem ganzen Zeitungswesen gegenüber gelehrt. Auch das Schnürbodenbrevier aus dem Jahre 1925 darf uns nicht beschränkt und schadenfroh finden, wenn es uns wirklich fördern soll. Schon was es über die 30,000 Exemplare des Journal de Genève und die 25,000 Exemplare der Gazette de Lausanne sagt, die von französischen Amtsstellen täglich gekauft und in die französischen Schützengräben geworfen worden seien, behütet vor selbstgerechtem Pharisäertum und fordert uns auf, unbefangen aus der interessanten französischen Spezialität ins Allgemeine und vom Allgemeinen in unsere eigenen Verhältnisse weiterzudenken.

Dabei darf wohl eine besondere Erwägung dem Umstände gegönnt werden, wie gewissenlose Angehörige der Zentralmächte und einzelner neutraler Staaten ihr Vaterland in der Zeit der Not leichtfertigen Eisern entstellten, um das Ausland für ihre persönlichen Zwecke irrezuführen, während dagegen kritikerufene Franzosen, Engländer und Bundesgenossen vorgezogen haben, in jenen schmerzenden Augenblicken zu schweigen und ihre öffentlichen Potenzen von damals mit überlegener Ruhe erst heute zu geizeln; heute, wo sie durch ihre scharfe Art nicht mehr die Gefährdung ihrer Heimat erhöhen, sondern nur noch die Feinde und Neutralen von damals sachlich aufklären und für alle Zukunft belehren und warnen können.

Hans Rätschle.

Staatspolitisches.

Die freisinnig-demokratische Partei des Kantons Aargau verlegt die von Walter Belyli neu herausgegebenen „Briefe des Gätterlimachers über die neue Verfassung“ (62 S.; Fr. 1.50), die der aargauische Staatsmann Augustin Keller Anfang 1852 zur Propagierung der neuen kantonalen Verfassung in der „Neuen Eidgenössischen Zeitung“ anonym veröffentlicht hatte. Diese Briefe erinnern in Humor und Volkston lebhaft an Gotthelf. Ihr Inhalt ist geeignet, unser junges Geschlecht so recht davon zu überzeugen, wie die Welt rund ist. Schließlich geht es im politischen Leben immer um das gleiche: wer soll s'Heft in der Hand halten im Staat? Wie sollen die Lasten des Gemeinlebens verteilt werden? Hat's nicht mehr der richtige, dann muß es eben der andere nehmen; drücken die Lasten den einen zu viel, dann muß eben der andere mehr mittragen helfen. Aber der, der s'Heft und s'Geld hat, will nichts von Änderung wissen, und der die Änderung will, will diese gleich so gründlich, daß dabei alle beide nur zu Schaden kommen, gerade so, wie das der Beter Gätterlimacher seinem Kastori berichtet, nachdem er eben auf der Landstraße von Turgi nach Siggingen mit dem Herrn „Abebüsi“ tischfutiert hat, der die neue Verfassung hoch ab (abe Büsi!) schicken will, damit schließlich alles drunter und drüber gehe:

„Als ich allein war, Kastori, schlug ich die Hände über dem Kopf zusammen, und hätte vor Täubi mögen brieggen. Abe Büsi! Abe Büsi! tönte es mir immer noch in den Ohren fort. Kastori, du weißt, daß ich sonst über Vieles zu klagen hätte, namentlich, wenn ich daran denke, wie sie mich mit meinem Buben wegen dem Militärdienst herum gedinget und geplagt haben. Allein Recht ist Recht. Jetzt aber hat kein Theil mehr Recht. Die Einen

wollen mit Leib und Seel das Alte festhalten und beheben, und Andere wollen vom Alten nichts mehr wissen und Alles über den Haufen werfen. Wenn es so gehen soll, ich sag dir ... in Gottes Namen, der Wagen gheit um. Denn lueg er steht an der gächste Halde. Die herre Staatsmänner stehen hinten und ziehen zurück, und die Büsimänner stehen auf der Seite und ziehen abwärts. Die untern Räder liegen dinnen bis auf die Naben, und die oberen haben bereits den Boden verloren und schwelen in der Lust. Wenn sich nicht das Volk in seiner Mehrheit mit einigen verständigen und einsichtsvollen Führern an die Deichsle stellt, meiner heiligen Six, so gheit die ganze Bagaschi um.“ D.

Der schweizerische Bundesstaat 1848—1923.

Der schweizerische Bundesstaat. 1848—1923. Ein Rück- und Ausblick. Von Dr. L. J. Meyer, Luzern. 108 S. Buchdruckerei G. Iseli, Bern.

Diese handliche, fließend geschriebene Schrift, die — wie der Verfasser selber sagt — keinerlei Ansprüche auf neue Gedanken oder Ideen macht, bietet eine knappe und doch vollständige Übersicht über die ersten 75 Jahre Bundesstaat. Hervorgegangen aus Vorträgen, die der Verfasser in der staatsbürgerlichen Vereinigung Luzern hielt, wendet sie sich auch in erster Linie an die Jungmannschaft. Es dürfte aber gar manchen älteren Staatsbürger geben, der mit Gewinn seine historisch-politischen Kenntnisse durch die Lektüre dieses Abisses vermehren oder doch auffrischen würde. Er darf sich um so eher daran wagen, als die Schrift nicht in trocken lehrhaftem Tone, sondern in klaren, weitausholenden Zügen das reiche innerstaatliche Leben vergangener Jahrzehnte bis in die neueste Zeit hinein höchst anregend schildert.

Peter Hirzel.

Innere Kolonisation.

Seit dem Jahre 1918 arbeitet, ohne viel von sich reden zu machen, die schweizerische Vereinigung für Innenkolonisation und industrielle Landwirtschaft in Zürich. Sie will einmal die allzu große Anhäufung der Bevölkerung an den Mittelpunkten der Industrie durch Schaffung von Arbeitersiedlungen im landwirtschaftlichen Gebiet vermeiden. Weiterhin will sie durch die Erschließung und Besiedlung von bisher landwirtschaftlich kaum oder nur schlecht ausgenutzten Gebieten unsere landwirtschaftliche Erzeugungsfähigkeit heben. Diese Innenkolonisation ist in andern Staaten schon seit langem in großem Umfange betrieben worden. In der Schweiz stehen wir erst in den Anfängen. Hier aber leistet die Zürcher Organisation außerordentlich Beachtenswertes. Man vergleiche nur die lange Reihe ihrer Schriften, die über ihre einzelnen Arbeiten eingehende Auskunft geben.

Ich möchte hier vor allem auf den großen Plan für die **Kolonisation der Magadino-Ebene** im Kanton Tessin hinweisen. Dieser Plan verdient gerade bei den heutigen schwierigen wirtschaftlichen Verhältnissen der italienischen Schweiz größte Beachtung. Der Leiter der ganzen Arbeit, Professor Dr. Hans Bernhard, gibt darüber in einer vor kurzem erschienenen Broschüre erschöpfende Auskunft.*.) Man er sieht daraus, daß in diesem 2200 Hektaren großen Gebiet noch außerordentlich viel geleistet werden kann. Dr. Bernhard schlägt vor, außer der Verbesserung der Ländereien der anliegenden Tessinergemeinden auf einem Gebiet von über 700 Hektaren mehr als 100 neue Bauern-

*) Dr. Hans Bernhard: Die Kolonisation der Magadino-Ebene. Bern 1925, Benteli.

höfe zu schaffen. So könnten nicht nur die wirtschaftlichen Möglichkeiten für die schon bestehenden landwirtschaftlichen Betriebe in den angrenzenden Dörfern bedeutend verbessert werden, sondern es erhielten mehr als 100 Bauernfamilien eine völlig neue Existenzmöglichkeit. Daß der Plan durchaus im Bereiche der Möglichkeit liegt, wird von Professor Bernhard in überzeugender Weise nachgewiesen. Allerdings wird es für die Durchführung dieses großen Kulturwerkes sehr erhebliche Geldmittel bedürfen. Dafür kann aber auch wirklich etwas Großzügiges geleistet werden.

Heute, im Zeichen der Tessinerforderungen, darf wohl der Plan der Kolonisation der Magadino-Ebene der Beachtung der Kantons- und Bundesbehörden empfohlen werden. Wenn irgendwo, so wäre hier durch das Eingreifen des Bundes für den Tessin etwas bleibend Wertvolles zu schaffen.

H e k t o r A m m a n n.

Zivilrecht.

Die Schuldübernahme im schweizerischen Grundpfandrecht. Von Dr. Fritz Deppeler.
Paul Haupt, Akademische Buchhandlung vorm. Max Drechsel, Bern
1925. 80 Seiten.

Erst im Jahre 1911 hat die Schuldübernahme als abgeschlossenes Rechtsgebiet des Obligationenrechts im schweizerischen Zivilrecht Aufnahme gefunden. Da die wichtigsten Anwendungsfälle der Schuldübernahme: Grundstückveräußerung, Kauf eines Geschäftes und Erbteilung, im modernen Verkehr und Rechtsleben eine große Rolle spielen, verdient diese Berner Dissertation die volle Beachtung der interessierten Kreise. Der Verfasser der Arbeit, die sich im ersten Teil an Eugen Huber und Theo Guhl, in den folgenden Abschnitten hauptsächlich an Gürgens anlehnt, zeichnet die Grundzüge des schweizerischen Grundpfandrechts und behandelt die Divergenzen der Systeme der Schuldübernahme nach O. R. und Z. G. B., um sich dann einläßlich über die Ausgestaltung und Wirkung der schuldnervertraglichen Schuldübernahme nach Z. G. B. (Genehmigungstheorie), die er vertritt, zu verbreiten. Berücksichtigung fand die neueste Judikatur des Bundesgerichts und die Praxis der Banken. Der Autor setzt sich zum Teil in Gegensatz zu den Kommentatoren des Z. G. B. Von aktuellem Interesse sind die Ausführungen über die Mitwirkung des Grundbuchverwalters und ihre Bedeutung. Eine einläßlichere Behandlung der sog. Nebenrechte wäre für die Praxis wertvoll gewesen. Schade, daß die Schrift so viele Druckfehler aufweist.

Walter Behli.

Theologische Neuerscheinungen.

I.

Die theologische Literatur Deutschlands bewegt sich in ihrer Tendenz mit der gesamten Geisteswissenschaft in der Richtung auf die größere Betonung der Werteszung, des Absoluten, der Synthese gegenüber dem Werteverstehen, dem Relativen, der Analyse, welches die letzte Generation kennzeichnete. Entscheidung, nicht Entwicklung, so formuliert es der Herausgeber einer neuen Münchener Monatschrift in ihrem programmatischen Gründungsauftaß, Tim Klein. Die Zeitschrift heißt: „Zeitwende“.¹⁾ Ihr Gegenstand ist das gesamte Geistesleben, betrachtet jedoch vom Boden einer Weltanschauung aus, welche, ohne sich mit inhaltlichen Formulierungen in alle Sonderprobleme hineinzudrängen, doch nach Form und Geist ihren Zusammenhang mit dem protestantischen Christentum nicht verleugnet, besonders in seiner wiederum die Liefen und

¹⁾ Verlag C. H. Beck, München.

Härteten auffsuchenden Erneuerung durch das jüngere Geschlecht. Wir freuen uns des Unternehmens insbesondere auch im Hinblick auf die intensive und extensive Regsamkeit des anderen christlichen Bekenntnisses. Wie die erschienenen Hefte versuchen, alle Bezirke des Geistes mit grundsätzlichen Gesichtspunkten absoluter Stellungnahme zu durchdringen und von da die erschlaffsten Energien der deutschen Seele zu einem neuen Geistes-Leben aufzurufen, ist höchst wertvoll und wird dieser Zeitschrift ihren Platz gewinnen.

Auf Schritt und Tritt ist in ihr der Einfluß Barths zu greifen, der sich überraschend schnell zum wirksamsten Theologen Deutschlands aufgeschwungen hat. Er selbst legt ein neues exegetisches Buch vor: „Die Auferstehung der Toten“,²⁾ ein Kommentar zu 1. Kor. 15. Man wird von Barth nicht ein philologisch-historisches Werk erwarten, in welchem sich der Verfasser vor lauter historischer Einfühlung selbst ganz in seinen Vorwurf aufgelöst hat. Sondern es handelt sich um eine sozusagen apriorische Analyse des Textes. Wir erkennen diese synthetisch-systematische Art der Exegese ausdrücklich an und begrüßen ihre Wiedererweckung nach Überwindung des wissenschaftlichen Naturalismus der Dünzer-Periode, deren positiver Gewinn, die philologische Afribie, kein absolute Gewinn ist. Die größten Seiten der Religion haben jene Exegese geübt; und jeder, der sich im Besitz starker und auch historisch wesenhafter Grundintuitionen fühlt, hat ein solches Recht auf seine Texte. Alles große und lebendige Geisteswerk hat viele Seiten wie die Natur, und jede Zeit macht das ihre daraus. Allerdings ist heute das Bewußtsein dieses Verhältnisses unerlässlich, und die energische Herausarbeitung eines Gesichtspunktes muß wissen, daß sie eine Seite der Wahrheit trifft. Die aufrichtige Naivität der Mystiker haben wir heute nicht mehr, und die Willkürlichkeiten ihrer Auslegung können nicht mehr verstattet werden. Barth beherrscht den philologisch-exegetischen Hilfsapparat bis in die Einzelheiten, und doch lehrt ein Blick auf den Text, daß er diesen in gewisser Weise biegt, das Zusagende herauspringen und anderes im Schatten läßt. Das ist schließlich das Wesen aller Erkenntnis, und es handelt sich nur, welcher Grad der Auswahl als richtig zu bezeichnen ist. Es scheint uns, daß dieser Grad einige Male überschritten ist, und zuweilen es sich mehr um ein geistreiches Capriccio auf Grund der Paulus-Worte handelt. Das hindert nicht, daß die Barth'schen Lehren auch hier als die eindrücklichsten der zeitgenössischen Theologie hervortreten, und wenn er die Spannung überall aufs äußerste anzieht, so ist das, weil das Geschlecht, das durch das letzte Jahrzehnt hindurchging, die Lösung nicht unter tieferen Himmeln finden kann. Er selbst gibt sie zwar nicht; trotz erstaunlichster Dialektik kann eben auf die Dauer nichts über die gewisse Leere seiner Stellung hinwegtäuschen. Gott ist Gott, diese Interpretation Luthers von einer seiner Textstellen führt Barth selbst an; in der Tat kommt, wer im Absoluten bleiben will, über die leere Identität nicht hinaus. Wirklich ist ja das Wesen des Glaubens rein intellektuell ein Zirkelschluß; er ist von nirgends außen her zu begründen. In der Tat erstreckt er sich dann aber doch, unlogisch wie alles Praktische, aufs Einzelne; denn seine Begründung (oder Nichtbegründung, wie man will) liegt in der Freiheit, welche alles Einzelne aus sich ergreift und nachschafft. Man wartet nun auf eine Ethik Barths, welche aber kaum anders als völlig asketisch ausfallen kann — sagt er doch selbst im vorliegenden Buch: „Es gibt letzten Endes keinen Mittelweg zwischen wirklicher Selbstverleugnung und dem Instinktleben des Tieres; Ethos und Bios“ (S. 104). Auch die Predigtsammlung, die Barth im Verein mit ThurneySEN herausgibt: „Komm Schöpfer Geist“,^{2a)} hat seine schwächste Seite in der Einzelanweisung. Man hat immer ein wenig die Empfindung eines luftleeren Raumes, man weiß nicht, was tun, wie etwas Bestimmtes sein, wohin sich wenden, da doch alles Nichts ist. Alles ist groß gedacht, groß angelegt, aber man gelangt nicht zum Gegenständlichen; man hat das Gefühl, in ungeheurer

²⁾ Verlag Chr. Kaiser, München.

^{2a)} Derselbe Verlag.

Anspannung immer auf der Stelle zu treten, auf Stelzen zu gehen und nicht hinunterzureichen — oder dieses Lebensgefühl ließe sich mit den quälenden Zuständen Nervenkranker vergleichen, in welchen ihnen ihre Körperteile und auch die objektivierten Raumempfindungen in maßloser Vergrößerung erscheinen. Trotz dieser Einwände bejahen wir schließlich den hier gebotenen Geist. Der Atem des Absoluten ist darin; das ist heute mehr als alles.

Häufig wird die Barth'sche Theologie großen Teils auf Anregungen von Rütter zurückgeführt. In dessen neuem Buch finden wir trotz manngerfacher Verwandtschaft dennoch einen anderen Geist. Sein Titel ist: „**Im Anfang war die Tat.**³⁾ Ein Buch von leidenschaftlicher Wucht und hinreißender Eindringlichkeit in einer Sprache von bezauberndem Glanz“.⁴⁾ Es enthält eine stark theologisch gefärbte Darstellung der Kant'schen Philosophie, „wie ich sie verstehe“. In dieser Auslegung wird sie dann aber auch als verbindlich ohne Beantwortung bejaht. Es ergeben sich natürlich alle die Gewaltsamkeiten, die entstehen, wo man Kant ohne Abstrich rechtfertigen und zur Norm erheben will. Und diese Gewaltsamkeit läuft allerdings genau in der Richtung des Barth'schen Absolutheitsstandpunkts. Wir äußerten unlängst an dieser Stelle einiges über den sachlichen Zusammenhang des neuen Theozentrismus mit der Marburger Lehre und deren absolutem Idealismus, welcher nie zum Relativen gelangt, da eben alles ihm immanent ist. Hier ist auf dieser Brücke ein ganzes System erbaut. Rütter hat sich Cassirer zum Führer ausgewählt, den wir kennen, und mißversteht von ihm aus den deutschen Idealismus. Verfehlt man erst einmal den Gedanken, daß der Sinn des Denkens ist, das nicht Gedachte zu denken, das nicht Intentionale zu intendieren, das unabhängig vom Denken Vorhandene zu ergreifen — und alles andere der Meinung jedes vernünftigen Denkens widerspricht, so ist das Anfangsproblem der Philosophie überhaupt verfehlt. Alle monistischen Standpunkte der Absolutheit sind immer nur Systeme von mehr oder minder gequälten Windungen, aus dem Einen, Unendlichen das Viele, Endliche hervorzubringen. Das zeigen die Marburger an allen Systemen der Geschichte, welche sie in das Prokrustesbett ihres „Idealismus“ einspannen. Alle Metaphysik der Weltgeschichte, aller ungeheure Aufwand an Leidenschaft und Denkschärfe ist ihnen nur Methode der Begründung der Wissenschaft, näher der theoretischen Physik, der Stoßgesetze; und wosfern die Autoren selbst anderes meinten, mißverstanden sie sich selbst. Das Empirische wird sehr herablassend betrachtet, und darf froh sein, sich nachträglich in die Sezessionen des Geistes einzuordnen. So sagt auch Rütter: Wenn der kategorische Imperativ nichts für das wirkliche Leben hergibt, so liegt das daran, daß unser Leben falsch ist. So kommen wir wieder auf die Askese; alle materialen Impulse sind einfach auszurotten. Verständlich genug, daß hier auch das Inhaltliche der Religion ganz unter den Tisch fällt und der Formalismus des Wahren, Schönen, Guten das Letzte bleibt. Hier ist die rationalistische Seite der Barth'schen Lehre voll und folgerichtig ausgebildet. Im einzelnen enthält das Buch viel Scharfsinniges, wenngleich wir es nicht überall als unsere Schuld ansehen könnten, wenn es uns zu Zeiten schwer wurde, zu folgen. Der Verfasser springt stellenweise gefährlich hin und her, macht sich hier den Dualismus aufs schroffste zu eigen und sucht dort wieder alles überschnell in einen Monismus zu sammeln. Sein Begriff des Spielens als reiner Immanenz aller Dinge, Vorgänge und Beweggründe in Gott und im vergöttlichten Menschen dürfte kaum ganz kantisch sein; und wie er mit dem Funktionsbegriff umgeht, dabei könnte selbst den Marburgern etwas bunt vor den Augen werden; während andererseits die Art, Probleme, die seit Jahrtausenden die Menschen bis aufs Blut plagen, aus

³⁾ Verlag Kober, Basel.

⁴⁾ Wir bemerkten erst nachträglich, daß diese Apposition nicht zum Titel gehört, sondern den Waschzettel darstellt, der nach einer verbreiteten Unsitte des deutschen Buchhandels nahezu absatzlos hinter jenen auf den Umschlag gedruckt ist.

mißverständlicher Fragestellung zu erklären, ihr Wohlgefallen erregen sollte. Der Stil in seinem ein wenig gemachten treuherzig-homiletischen Ton reicht nirgends an die herrliche urlebendige Kraft Barth'scher Formung heran. Die etwas aufgeregten theologischen Akzente scheinen uns auch nicht die Stelle zu erreichen, an denen Kants Lehre wirklich das letzte Abgrundige des Lebens aufdeckt und aufwühlt und seine innerste Sinnhaftigkeit in grauenhafter Weise in Frage stellt.

Begreiflicherweise regt sich auch auf der anderen Seite die Kritik. Ein Schriftchen von Lüttge: „**Dialektische Theologie**“,⁵⁾ erkennt das Organische, die Tiefe und Entwicklungsnotwendigkeit des Barth'schen Standpunkts durchaus an, lehnt aber mit Recht die gänzliche Losreihung des Menschlichen und Weltlichen vom Göttlichen ab, die völlige Unterdrückung der Erkenntnis Gottes (vergl. Hegel, Religionsphilosophie, Leipzig 1925, I, 5/6), ja alles Positiven überhaupt, die radikale Entwertung des menschlichen Erlebnis, die Vernichtung des Gleichnischarakters der Welt, und zwar unter zutreffender Berufung auf den Mittlergedanken. Töllich's Kritik („Kirche und Kultur“) berührten wir schon unlängst hier. Er sieht vollkommen richtig die dialektische Natur der Religion, welche nur im Fortschreiten zu fassen ist. Nur in dem ewigen Hinausgehen über das Menschliche kommt man zum Göttlichen; aber dies Hinausschreiten läßt sich eben nur aussführen und nicht als Ausgeführt aufzubewahren und beschreiben, ohne von dem erreichten Absoluten wieder ins Relative zurückzusinken. Alles Lebendige und Einheitliche in dieser Bewegung ist göttlich. Aller erlebte Sinn ist im Augenblick seiner Wirklichkeit Offenbarung, ist von Gott her, ist das Sichselbst Gottes; wo er aber eingeordnet, darauf visiert wird, ist er menschlich, das Meinende, das vom Menschen Ausgehende. Der Wunsch, über alles Menschliche und von Menschlichem Geschwächte, Kompromittierte, Verunreinigte endgültig und objektiv hinauszukommen, ist das allein Treibende, darf aber nicht selbst zur Sache, zum Gegenstand sich verhärteten. Denn eine Einstellung, deren Sinn das reine Aufnehmen des Göttlichen ist, ruht mindestens auf dem Glauben. Die höchste Passivität ist höchste Aktivität; wie im Erkennen die höchste Objektivität die höchste Kraft und Konzentration des Subjektiven ist. Entscheidend ist so die Fähigkeit zum Aufgehen im Erlebten. Kirche, Religion und religiöses Erleben ist menschlich nur, solange es nicht mehr es selbst ist; die Scheidung von Religion und Offenbarung ist nur eine intentionale. Denn Religion, die ihrem Wesen nach nur Religion, menschliches Gerichtetsein wäre, ist gar keine Religion.

Regt derart das gedankenreiche Schriftchen zu weitergreifenden Folgerungen an, so ist die Kritik, welche Martin Werner unter dem Titel „**Das Weltanschauungsproblem bei Barth und Schweizer**“⁶⁾ übt, nicht durchweg ebenso fruchtbar. Das liegt nicht nur an dem peinlich groben und höhnischen Tone, in welchen mindestens theologische Polemik doch nicht hinabsinken sollte. Sondern hauptsächlich daran, daß Werner zwar die Einseitigkeit Barths mit Scharffinn analysiert, dann aber zu deren Vermeidung in den spannungslosen Rationalismus Schweizers zurückfällt, welcher ganz dieses der Barth'schen Problematik steht. Lehnt man überhaupt ab, darauf einzugehen, so bleibt allerdings nur übrig, aus dem Bezirk des Absoluten in das Gebiet der starren koordinierten Gegensätze und Alternativen zurückzukehren. Das Verdienst Barths ist die Problematisch, das Wiederaufreihen des Abgrundes zwischen Gott und Mensch, zwischen dem Glauben, der nur auf seiner eigenen Form steht, und allem Ja und Nein, allen Tendenzen und Qualitäten des Gegebenen. Die Welt wird an Gott zu Nichts, ihre Selbstaufhebung, ihr haltloses Einsichselfstversinken, ihre verzweifelte Kreatürlichkeit ist nur ein negativer Vorschlag des Göttlichen. Kreatur ist solche nur durch und an Gott. Aber daß Gott an und durch die Kreatur Gott wird, vor dem Gedanken schaudert Barth zurück. Die Absolutheit ist aber nicht eine platte Realität, die alles andere aufhebt, nicht eine Vernichtung alles Vorläufigen und Sinnbildlichen zur

⁵⁾ Verlag J. C. B. Mohr, Tübingen.

⁶⁾ Verlag Paul Haupt, Bern.

höheren Ehre des Absoluten, sondern die restlose Sammlung jenes in diesem selbst. Diese Sammlung ist die Forderung der Aufhebung des Gedachtwerdens, welches immer jene Wechselbeziehung enthält, vermittelst welcher Gott den Menschen braucht, die Forderung der Aufhebung der Dialektik, welche nur in einer absoluten Aktualität erfüllt ist. Die Auffassung Gottes dagegen als reiner Transzendentz, als eines bloßen Über zur Welt, eines Nicht-so, rollt, wie Werner richtig sieht, das ganze Problem des Scotismus, der Prädestination, der freien Gnadenwahl auf, der Freiheit Gottes gegenüber dem menschlichen Bösen. Diese Probleme sind aber, wie die Geschichte lehrt, nicht durch Ausspielung substantieller Positionen gegeneinander zu lösen.

Erich Brod.

Literarische Neuerscheinungen.

Adolf Frey. *Sein Leben und Schaffen*, erzählt von Lina Frey. Zweiter Band (Zürcher Jahre). H. Häffel, Verlag, Leipzig 1925.

Der vorliegende Band bildet die zweite Hälfte des biographischen Werkes, dessen Anlage und Geist in der Septembernummer des 3. Jahrgangs dieser Zeitschrift eingehend geschildert worden ist. Auch im zweiten Bande bemüht sich die Verfasserin nicht bloß um zuverlässige Feststellung biographischer und literarischer Tatsachen und lebenswahre Zeichnung von Adolf Freys menschlicher und dichterischer Persönlichkeit; ihre Arbeit zielt mit werbender Kraft auf Gewinnung neuer Sympathien und eine dem Verdienst des Dichters gerecht werdende Einschätzung seines Werkes in der Geschichte der deutschen Literatur.

Für die erste Aufgabe, die wissenschaftlich-biographische, ist die Verfasserin vorzüglich ausgerüstet. Niemand ist in die Lebensgeschichte Adolf Freys, die Entstehungsgeschichte seiner Arbeiten, die künstlerischen und wissenschaftlichen Grundlagen seines Schaffens, die menschlichen Beziehungen, die hineinspielen, besser eingeweiht als sie, die langjährige Vertraute seines Geistes und Herzens. Niemand auch könnte mit größerer Sorgfalt und erschöpfenderer Genauigkeit das weithinige Material gesichtet und geordnet haben, das sich in dem bibliographischen Anhang und den Anmerkungen vereinigt findet; hier wie auch in dem Personenregister zu beiden Bänden, das den Schluss des Werkes bildet, ist eine Arbeit angehäuft, die jedem, der sich künstig mit Adolf Frey beschäftigt, unschätzbare Dienste leisten wird.

Den Hauptinhalt des zweiten Bandes bildet das Leben und Schaffen Adolf Freys von seinem Amtsantritt in Zürich (1898) bis zu seinem Tode (1910). In diesen Lebensabschnitt gehören an dichterischen Werken: das Zürcher Festspiel, der zweite Band Gedichte, die Jungfer von Wattenwyl, die Neuen Gedichte, Bernhard Hirzel, der Fürst der Hulden, die Blumenritornelle und der Gedichtband Stundenschläge; an wissenschaftlichen Arbeiten: die Bücher über Böcklin, Koller und Hodler, die Briefsammlungen von Meyer und Welti, die Abhandlung über die Kunstform des Lessing'schen Laokoon, die Studie über Kellers Frühlingsriff, das Büchlein „Schweizer Dichter“ und die Ausgabe und Besprechung von C. J. Meiers unvollendeten Prosadichtungen. All diese Arbeiten sind nach Entstehung, Inhalt und Kunstform gewissenhaft und liebenvoll besprochen. Der Leser findet mehr, als er erwartet. So bietet z. B. das zweite Kapitel einen lesenswerten Grundriß und Auszug aus Freys Kolleg über die Aufgaben der Literaturgeschichte, das acht einen Exkurs über die Wandlungen von Freys Gedichten, wobei als künstlerische Beweggründe unterschieden werden: das Bedürfnis nach Steigerung der Realität, nach Konzentration des Inhalts, Prägnanz des Ausdrucks und Lösung oder Vertiefung des Gefühls. Im elften Kapitel werden die stofflichen Grundlagen zur „Jungfer von Wattenwyl“, im siebzehnten die zum „Bernhard Hirzel“ dargelegt und mit der dichterischen Gestaltung verglichen. Das zwanzigste enthält unter anderm die Festrede zu G. Kellers hundertstem Geburtstag.

In der Charakteristik des Menschen, des Dichters und des Gelehrten hat nicht die kühle Sachlichkeit, auch nicht eine mild und gerecht abwägende Kritik, sondern unbedingte Hingabe und Bewunderung den Grundton bestimmt. Diese Frey-Biographie ist ein Denkmal der Verehrung und Liebe, und ihre Maßstäbe dürfen nicht ohne weiteres Gemeingültigkeit beanspruchen. So z. B. wenn im 8. Kapitel der Lyriker Frey in die Reihe der Storm, Fontane, Mörike, Ringg, Keller und Meyer gestellt und andeutungsweise als Vollender und Erfüller dessen gefeiert wird, was jenen Vorläufern etwa abgehen mochte. Nachdem an jener Stelle (S. 138) Keller und Meyer in ihren Vorzügen geschildert werden, heißt es dann — übrigens mit treffender Hervorhebung wesentlicher Züge: „Nun brachte auch Frey sein Neues, Eigenes. Waren die kultivierte Zurückhaltung Meyers und Kellers Resignation gereift, so war er (Frey) jung; wirkte Meyers seelisches Inneinswerden mit der Vergangenheit Ferneduft, so war er (Frey) gegenwärtig; drang in Kellers Poesie das öffentliche Leben, weite Strecken überschwemmend, herein, so war Frey patriotisch, aber nie politisch gerichtet, und was der bereits früher berührten Eigenzüge mehr sind, das Visionäre, Traumhafte, das frische Kriegerische, das einfache Lied und seine die beiden Altmeister noch überholende Sprachgewalt.“ Mit vollem Recht wird an anderer Stelle (S. 152) die selbständige Haltung des Lyrikers Frey gegenüber der Reformströmung der Impressionisten hervorgehoben, seine tiefe Abneigung gegen skizzenhafte Motivspielereien, in denen das Verschwommene des Gedankens und das Unfertige der Form Zeugnis genialen Schaffens sein sollten. Frey hielt mit seiner Forderung ausgereifter Kunstwerke an der klassischen Überlieferung fest. „Ihn trieb innerstes Bedürfnis zur Vollendung, zu dem, was Lessing in dem „epoiese“ der Griechen ausgedrückt sandt: der Poet war, der die Dichtung fertig machte, vollendete; der aus dem Motiv herauholte, restlos, was in dem Motiv lag, aber auch streng darüber wachte, daß nichts Motivfremdes oder gar Motivheterogenes sich in diesen Prozeß drängte, wie etwa der Maler eine aus dem Bild herausfallende Farbe meidet. Er diente der Kunst mit Andacht, auf den Knieen seines Herzens, ihr nichts anmutend, als was ihr Wesen und Willen beliebte. Die scharfe Sonderung und motivgerechte Ausarbeitung jedes seiner Gedichte bewirkt, daß sein Band nie den Eindruck des ewig Gleichen hinterläßt“ u. s. w.

Möge diese Stelle, aus der nebenbei eine starke Verwandtschaft Freys mit C. F. Meyer zu erraten ist — beiden genügt oft der rein ästhetische Reiz eines Motivs zum inbrünstigen Ringen um seine vollendete Gestaltung —, möge sie dem Leser einen Begriff davon geben, mit welch eindringendem Verständnis für die Fragen des dichterischen Schaffens diese Biographie geschrieben ist, obgleich das Herz der Verfasserin seinen innigen Anteil auf keiner Seite verleugnet.

O. v. G.

Vom alten Bauerngarten.

Hermann Christ: „Zur Geschichte des alten Bauerngartens der Schweiz“. Mit 21 Textbildern und 1 farbigen Tafel von Marie La Roche. 2., sehr vermehrte Auflage. Benno Schwabe & Co., Verlag, Basel.

Ein reichhaltiges, anregendes, erfreuliches Buch für alle, die einige botanische Kenntnisse mitbringen! Außer auf Pflanzenkunde fallen Streiflichter auf Geschichte, Landeskunde, Heimatschutz, Volksmedizin, Ethnologie. Wir erhalten Einblick in die Villengärten der fränkischen Kaiser im 9. Jahrhundert, in die Klostergärten des frühen Mittelalters, sehen den Flor der Zierblumen und Kükkräuter im Wechsel der Zeiten sich wandeln, vernehmen die Einführungsgeschichte der Kartoffel und lernen neues vom Getreideanbau. Obstgarten und Rebberg durchwandern wir mit wachsendem Genuss. Aus manchen Seiten schlägt es uns fast herauschend wie Duft von Nelken und Gelbveiglein ent-

gegen; anderswo steigt der Ruch von wilder Minze in die durchsonnte Luft, durch die Libellen ihre hastigen Flüge ziehen. Dort flattern Trauermantel und Admiral über Asternbeete. Auch die Unkrautwinkel mit ihrem Nachtschatten haben ihre Reize; hierhin träumte sich ein E. T. A. Hoffmann, als er seines „Eliziere des Teufels“ erlebte.

Christ gehört zu den seltenen, immer mehr aussterbenden Fachgelehrten, die sich ein umfassendes Weltbild und wahre allgemeine Kultur bewahrt haben. Wohl ist er Botaniker und als solcher ein anerkannter Spezialforscher, er merkt liebenvoll auf alles, was blüht, ohne aber zu übersehen, was da freucht und fleucht. Und Geschichte, Literatur, Kunst gehören mit zu seiner Weltanschauung, ja auch vor politischen und religiösen Fragen verschließt er die Augen nicht. So gewahrt er den „unter dem Schein des Friedens immer weiter greifenden blutigen Wirtschaftskampf“, so nimmt er zwischen den Zeilen gegen den Ein-gemeindungswahn Stellung, wenn er sagt, daß in unsrern Tagen der in die unheimlich anwachsenden Städte eingeklemmte Mensch nichts sehnlicher anstrebe als ein Gärtlein im Freien.

Wer sollte glauben, daß in Christ's Buch auch Humor zu Worte kommt! Da finden sich drollige Bemerkungen alter Kräuterbücher; die kostliche Begegnung der beiden alten Nelkenliebhaber, von der Goethe (*Aus meinem Leben*, I, 4) erzählt, ist nicht vergessen, und wie wohl stehen dem Band auch noch viele andere Zitate an, etwa Hebel's:

Wer sprütz mer alli Früeih mi Rosmari?
Es ha doch nit der Thau vom Himmel sh,
Sust hätt der Mangeld au si Sach,
Er stöht doch au nit unterm Dach,
Wer sprütz mer alli Früeih mi Rosmari?

Das Buch lehrt viel mehr, als es verspricht. Um die Vielseitigkeit seines Inhalts anzudeuten, seien noch drei Angaben herausgegriffen, wobei uns die Wahl Dual schafft. So erzählt Christ von Perier-Pflanzen und -Gärten, wie einen solchen heute noch die Villa Pallavicini bei Genua besitzt, wo der Besucher mehrfache Gelegenheit hat, plötzlich und gründlich begossen zu werden. Und im Nationaltheater zu Prag wurde 1917 der Sängerin Kawan, die sich geweigert hatte, tschechisch zu singen, ein in Papier gehüllter Blumenstrauß zugeworfen. Als sie ihn lächelnd an die Brust drückte, stieß sie einen lauten Schrei aus, denn zwischen den Blumen waren Brennesseln, die die Dame an Händen und Brust schwer verbrannten. — Diese reizende Äußerung des Patriotismus kannte vielleicht nicht einmal Herr Machacek! Oder etwas anderes: Alma Tadema stellt auf einem Gemälde aus Roms Glanzzeit Sonnenblumen dar; die Pflanze wurde aber erst im 16. Jahrhundert aus Mexiko nach Europa gebracht! — Wie wenig bekannt ist heute der Gebrauch der „Oswald“, d. h. Odins Wala, jener Getreidebüschel, die am Feldrand unbunzt übrig gelassen wurden, wohl aus Pietät gegen die Totenvölker, denen die Nachlese zu gönnen ist. Oder wollte man die himmlischen versöhnen und für neuen Segen geneigt machen? In der Sitte liegt ein mythologischer Zug, verwandt mit dem noch zu treffenden Brauch des sog. Glückshämpfeli.

Die Bilder gereichen dem Buche zu sehr anziehendem Schmuck. Wenn sie überdies beabsichtigen sollten, die gezeichneten Blumen kennen zu lehren, so würden sie letztern Zweck allerdings kaum erreichen.

Von der Fülle anregender Beobachtungen mögen sich alle jene Leser selbst überzeugen, die mit dem Grünen Heinrich sagen: „Es ist nichts so erbaulich, als wenn durch einen ganzen Landstrich eine fromme Blumenfreude herrscht. Ohne daß die Hausväter im geringsten etwa unnütze Ausgaben zu beklagen hätten, wissen die Frauen und Töchter durch allerhand liebenswürdigen Verkehr ihren Gärten und Fenstern jede Zierde zu verschaffen, welche etwa noch fehlen mag.“

Karl Alfonso Meyer.

Verzeichnis der in diesem Heft besprochenen Bücher.

- Barth, Heinrich:** Die Auferstehung der Toten; Kaiser, München.
- Barth und Thurneysen:** Kommi Schöpfer Geist; Kaiser, München.
- Bernhard, Hans:** Die Kolonisation der Magadino-Ebene; Benteli, Bern, 1925.
- Beyli, Walter:** Briefe des Gätterlimachers über die neue Verfassung; Freis.-demokr. Partei des Aargau.
- Christ, Hermann:** Zur Geschichte des alten Bauerngartens der Schweiz; Schwabe, Basel.
- Deppeler, Fritz:** Die Schuldübernahme im schweizerischen Grundpfandrecht; Haupt, Bern, 1925.
- Frey, Lina:** Adolf Frey, Sein Leben und Schaffen; II. Bd.; Haessel, Leipzig, 1925.
- Kutter, Hermann:** Im Anfang war die Tat; Kober, Basel.
- Lützge:** Dialektische Theologie; Mohr, Tübingen.
- Meyer, L. J.:** Der schweizerische Bundesstaat 1848—1923; Ibeli, Bern.
- Stieve, Friedrich:** Iswolsky im Weltkriege; Deutsche Verlagsgesellschaft, Berlin, 1925.
- Usteri, Emil:** Das öffentlich-rechtliche Schiedsgericht in der schweizerischen Eidgenossenschaft des 13.—15. Jahrhunderts; Füllli, Zürich, 1925.
- Von einem Pariser Chefredaktor:** Hinter den Kulissen des französischen Journalismus; Deutsche Rundschau, Berlin, 1925.
- Weilenmann, Hermann:** Die vielsprachige Schweiz; Rheinverlag, Basel, 1925.
- Werner, Martin:** Das Weltanschauungsproblem bei Barth und Schweizer; Haupt, Bern.
- Zeitwende,** Monatsschrift; Beck, München.

Mitarbeiter dieses Heftes:

Dr. Theodor Bertheau, Zürich. — Dr. Peter Hirzel, Zürich. — Dr. Carl J. Burckhardt, Schönenberg b. Pratteln. — Justus. — Dr. Gerhard Boerlin, Basel. — Dr. Hans Oehler, Zürich. — Dr. Helmut Ammann, Aarau. — Hermann Luz, München. — Dr. Hans Naschle, Baden. — Fürsprech Walter Beyli, Aarau. — Erich Brod, Freiburg i. Br. — Prof. Otto v. Geyherz, Bern. — Karl Alfonso Meyer, Kilchberg.